

NZZ

Tschetschenien war der Sündenfall – vor dreissig Jahren erwachte der scheinbar gezähmte Ungeist des russischen Imperialismus erneut

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion im Jahre 1991 kam die Hoffnung auf, dass Russland ein normales europäisches Land werden würde. Dem Imperialismus hatten in Europa viele entsagt – doch die Herrscher im Kreml wollten auf dieses Machtmittel nicht verzichten.

Sergei Lebedew

18.12.2024, 05.30 Uhr ⌚ 7 min



Logik der grenzenlosen Grausamkeit: das in weiten Teilen dem Erdboden gleich gemachte Grosny.

Antoine Gyori / Sygma / Getty

Am 11. Dezember 1994 liess Russland seine Truppen in Tschetschenien einmarschieren. Es begann ein Krieg, der die

historische Entwicklungsrichtung Russlands unwiderruflich veränderte und es auf den Weg der imperialen Gewalt zurückführte. Dieser Krieg erscheint heute als Vorbote des Krieges gegen die Ukraine, der zwanzig Jahre später folgte. Auch wenn der politische Kontext verschieden ist, gibt es doch eine Gemeinsamkeit: die koloniale Rhetorik, die den angegriffenen Nationen die Fähigkeit zu staatlicher Souveränität abspricht und ihnen das Recht verweigert, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen.

Rekonstruiert man die Entscheidungen der politischen Führung Russlands vom Herbst 1994, hat es den Anschein, als hätte der Kreml nicht mit Widerstand und einem längeren Krieg gerechnet. «Ein Fallschirmjägerregiment reicht aus, um alle Probleme innerhalb von zwei Stunden zu lösen», sagte in einem Interview der damalige Verteidigungsminister Pawel Gratschow, der zuvor in der sowjetischen Armee in Afghanistan gedient hatte und die Dinge eigentlich hätte nüchterner einschätzen müssen.

Existenzielle Katastrophen

Woher rührte diese Blindheit gegenüber der Realität? Sie ist der beste Beweis für eine imperiale Weltanschauung, welche den unterworfenen Nationen den Subjektstatus verweigert, eine Weltanschauung, die ein verborgener Teil des Sowjetsystems war und es überlebt hat.

Das russische Reich hatte Tschetschenien Mitte des 19. Jahrhunderts nach einem jahrzehntelangen blutigen Kolonialkrieg erobert. Mitte des 20. Jahrhunderts, im Jahr 1944, wurden die Tschetschenen in andere Republiken der UdSSR, hauptsächlich Richtung Asien, deportiert. Die

Zwangsumsiedlungen gingen mit ungeheuren Verlusten durch Hunger und Krankheiten einher. Erst in den sechziger Jahren erlaubte man den Tschetschenen die Rückkehr.

Ein Volk, das infolge russischer Übergriffe zweimal eine existenzielle Katastrophe durchlitt, musste zwangsläufig eine lange historische Rechnung mit den Russen offen haben. Davon hätten alle politischen Entscheidungen der russischen Führung ausgehen müssen. Doch der Kreml agierte so, als habe es dieses Volk nicht schon zweimal an den Rand der Vernichtung gebracht.

Zunächst, von der Unabhängigkeitserklärung Tschetscheniens im Jahr 1991 bis zum Einmarsch seiner Truppen im Jahr 1994, liess Russland immer wieder seine mangelnde Bereitschaft zu diplomatischen Lösungen erkennen und demonstrierte damit, dass es die Tschetschenen als Verhandlungspartner nicht ernst nahm, sie nicht einmal als eigenständige politische Subjekte betrachtete. Mit dem Truppeneinmarsch wollte die russische Militärführung Macht demonstrieren – und missachtete einmal mehr die mentale Grundlage des durch die vorangegangenen Wellen staatlicher Gewalt gestählten tschetschenischen Unabhängigkeitswillens.

Selbst als die Tschetschenen organisierten und harten Widerstand leisteten und als die russischen Truppen in der Silvesternacht 1994/95 beim Sturm auf die tschetschenische Hauptstadt Grosny aufgerieben wurden, kamen in Moskau keine Ernüchterung und kein Zweifel auf.

Im Kreml verfiel man der perpetuierenden Logik der Grausamkeit und des Zwangs zur Unterwerfung, als man den

hartnäckigen Kampf des gegen die Metropole aufbegehrenden tschetschenischen Volkes mit seinem archaischen Wesen und seinem barbarischen Charakter, mit seinem «Banditentum» erklärte, die von einem «zivilisierten», auf einer höheren Entwicklungsstufe stehenden Staat nicht geduldet werden könnten und dürften.

Es war ein ideologischer Trick, die Schuld am Geschehen auf das Opfer der Aggression zu übertragen. Weist das Opfer primitive Charakterzüge auf, «legitimiert» dies die Aggression und verwandelt diese in einen historisch gerechtfertigten, fortschrittlichen Akt. Entsprechend erscheint der aktive, wütende Widerstand nicht als Antwort auf einen heimtückischen Angriff, sondern als Ausdruck eines spontanen bösen Willens, als die Handlung von Wilden, und damit als etwas, das a priori unterdrückt werden muss.

In dieser Weise wurden auch die Kaukasus-Kriege im 19. Jahrhundert von der grossen Mehrheit der russischen klassischen Autoren beschrieben (die einzige Ausnahme im Korpus der bekannten Texte ist wahrscheinlich Leo Tolstois «Hadschi Murat»). Aus deren Büchern bezog die Mehrheit der russischen Bevölkerung in Ermangelung von Quellen, welche die Sichtweise der eroberten Völker einnahmen, und aufgrund des äusserst geringen Umfangs von Lehrstoff im Geschichtsunterricht der Schulen ihre bruchstückhaften Informationen über Russlands koloniale Expansion. Diese seit anderthalb Jahrhunderten gepflegte und längst überholte Optik blieb bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts unangetastet. Und selbst mit dem Ausbruch eines neuen Krieges gegen Tschetschenien sah die Mehrheit der russischen Intelligenzia keinen Anlass, sie kritisch zu revidieren.

Eine prophetische Aussage

In einem Fernsehinterview von 1995, das noch immer auf Youtube abrufbar ist, sagte Dschochar Dudajew, Tschetscheniens erster Präsident und ehemaliger sowjetischer Armeegeneral: «Tschetschenien hat [Russlands] Appetit ein wenig gezügelt, aber nicht gestoppt. Auf der Krim wird es noch ein Gemetzel geben. Die Ukraine wird mit Russland noch unversöhnlich aneinandergeraten. Solange der <Russismus> existiert, wird er seine Ambitionen niemals aufgeben. Jetzt wollen sie unter dem Label <slawisch> die Ukraine und Weissrussland nach altem Muster unterwerfen, Stärke gewinnen, und dann geht es weiter . . .»

In jenem Moment erschien diese Aussage den russischen Zuhörern, die gegen den Krieg mit Tschetschenien waren, als der wütende Aufschrei eines Mannes, der wollte, dass die ganze Welt Russland abstrafen möge, und der darüber seinen Realitätssinn verloren hatte. Seine Sätze erwiesen sich indes als Prophezeiung: Erst «unterwarf» Russland Weissrussland, dann annektierte es die Krim und überfiel die Ukraine, die zu zerstören und in einen Vasallenstaat zu verwandeln auch mithilfe des prorussischen Präsidenten Janukowitsch nicht gelungen war.

Dudajew, der Karriere in der Sowjetarmee gemacht und dieselben Offiziersschulen besucht hatte wie die Kommandeure, die gegen ihn kämpften, der durch dieselbe konsequente Schule der kommunistischen Indoktrination gegangen war wie sie, war imstande, in die Zukunft zu blicken – wahrscheinlich, weil er 1995 als ein Tschetschene sprach, als jemand, dessen Volk zum dritten Mal vom russischen Imperium geknechtet wurde.

Aber wie konnte einer erahnen, dass Russland mit Tschetschenien nicht haltmachen würde? Zwischen dem Beginn des Krieges gegen Tschetschenien im Jahr 1994 und der Aggression gegen die Ukraine im Jahr 2014 liegen zwanzig Jahre, eine enorme Zeitspanne, in der es scheinbar verschiedene historische Optionen gab . . .

Es steht zu vermuten, was Dudajew intuitiv begriffen hat: Wenn Russlands «imperialer Komplex», sein imperialer Modus Operandi, den unterworfenen Nationen ihre Souveränität abzusprechen, mit dem Krieg gegen Tschetschenien reaktiviert wird, dann wird er zur Gänze reaktiviert. Als allgemeine Obsession der Überlegenheit der russischen Titularnation und ihres «natürlichen» Rechts, über das Schicksal derjenigen zu entscheiden, denen der Kreml die Möglichkeit und Fähigkeit autonomer staatlicher Existenz und Fähigkeit zu eigener politischer Souveränität abspricht.

Die ideologischen Mittel, die zur Verweigerung dieser Souveränität eingesetzt werden, können sehr unterschiedlich sein. Sie reichen vom Vorwurf der «Wildheit», «Unkontrollierbarkeit» und «archaischen Natur» der Tschetschenen bis hin zur «Brüderlichkeit» der «slawischen» Völker, denen historisch beschieden sei, sich unter Moskaus Schirmherrschaft zu vereinen. Aktiviert wurde – selbstredend auch im Dienste der Innenpolitik – ein ererbter unbedingter politischer Reflex, ein bestimmtes grossrussisches Verhalten, ein Wille zur Dominanz, die auch die gesamte Sowjetepoche durchdrang.

Solche und andere

Auf Polen und Finnland, die sich während des Bürgerkriegs nach 1917 vom einstigen Imperium abspalteten, kann man in Moskau heute kaum noch Anspruch erheben, obwohl beide Länder 1939 von der UdSSR angegriffen wurden und Polen danach mehr als vierzig Jahre im sozialistischen Lager zu verbleiben gezwungen war.

Den kleinen baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland, die als Erste die Sowjetunion verliessen, scheint es an Subjektstatus eher zu mangeln – sie werden von Putin als Überläufer zum Westen betrachtet und als dessen Marionetten angesehen. Die transkaukasischen Staaten befinden sich gleichsam in einer Zone der halben Anerkennung, obwohl die jüngsten Ereignisse in Georgien zeigen, dass die Russische Föderation in ihren Bemühungen, die georgische Souveränität zu untergraben, nicht nachlässt.

Die ehemaligen Sowjetrepubliken in Zentralasien werden als Kolonien betrachtet, aus denen man Arbeitskräfte abschöpft; die Einstellung ihren Einwohnern gegenüber ist eindeutig rassistisch: Es handelt sich um Menschen und Staaten zweiter Klasse. Weissrussland ist vom russischen Bären schon halb verschluckt worden.

Und schliesslich die Ukraine . . . Die Ukraine, von Russland des Nazismus beschuldigt, wird als Verräterin an der ehemaligen brüderlichen Gemeinschaft hingestellt (genauso wie die Moldau). Der Ukraine, die in der Maidan-Revolution mithilfe des US-Geheimdienstes ins Lager des Westens übergelaufen sein soll, wird die Rolle des exemplarischen Gegenspielers zugewiesen, sie muss für ihre Abtrünnigkeit demonstrativ bestraft werden.

All diese emotional und «moralisch» aufgeladenen Vorstellungen sind vor allem dadurch gefährlich, dass sie über das formalisierte Völkerrecht gestellt werden. Und je stärker sich das Opfer, in diesem Fall die Ukraine, gegen die Aggression wehrt, desto heftiger fällt die durch den imperialen Komplex bedingte mentale Reaktion aus. Die Ukraine wird vom Kreml als Schurkenstaat dargestellt, als eine Nation, die kontrolliert und ihrer Handlungsfähigkeit beraubt werden muss.

Epochales Verhängnis

Wenn ich an die späten neunziger Jahre zurückdenke, an die Zeit, als der Zweite Tschetschenienkrieg begann, frage ich mich: Warum hat es in Russland keinen systematischen, massenhaften, strukturellen Protest gegen den Krieg gegeben? Warum ist es Wladimir Putin gelungen, diesen zweiten Krieg in den weltweiten Trend «einzupassen», sprich: ihn ausschliesslich als legitimen Kampf gegen den internationalen Terrorismus darzustellen?

Schliesslich wollten die meisten jungen Russen so wie ich nicht zur Armee – und wäre es nicht in unser aller Interesse gewesen, für den Frieden zu kämpfen, um nicht eingezogen und zur Schlachtbank geführt zu werden?

Heute denke ich, dass wir, die Generation der neunziger Jahre, ohne es ganz zu begreifen, intellektuell und moralisch nicht bereit waren, gegen die imperiale, koloniale und militaristische Wende der russländischen Politik aufzubegehren, weil wir selbst Träger des ihr eigenen chauvinistischen Denkens waren.

Wir vermochten damals allenfalls mit den Tschetschenen zu sympathisieren, es fehlte uns aber an der Einsicht, sich mit ihrer Forderung nach Unabhängigkeit zu solidarisieren. Das Schicksal Tschetscheniens erschien uns zu unbedeutend, nicht wirklich entscheidend für das «grosse» Schicksal Russlands. Ohne das eine dem anderen entgegenzustellen, brachten wir es tatsächlich fertig, unsere Hoffnungen auf eine bessere demokratische Zukunft naiv mit dem verbrecherischen, auf Bestrafung zielenden Kolonialkrieg direkt vor unseren Augen zu verbinden. Wir taten so, als ginge uns dieser Krieg nichts an, denn das Gegenteil zuzugeben, hätte bedeutet, den Blick auf die Tatsache zu öffnen, dass Russland einem säkularen Verhängnis verfallen ist, dessen Remedur, dessen Heilung noch nicht einmal begonnen hat.

Sergei Lebedew, Jahrgang 1981, gehört zu den bedeutenden Stimmen der russischen Gegenwartsliteratur. Er lebt heute im Exil. Zuletzt sind auf Deutsch 2023 bei S. Fischer die Erzählungen «Titan oder Die Gespenster der Vergangenheit» erschienen. – Aus dem Russischen von Andreas Weihe.



Die Dämonen der Vergangenheit geben keine Ruhe. Sergei Lebedew schenkt in seinen Erzählungen den Opfern der russischen Gewaltherrschaft ein zweites Leben

Sergei Lebedews Gespenstergeschichten sind von beklemmender Aktualität. Aus den Archiven des Schreckens schöpft der russische Schriftsteller den Stoff für seine Literatur.

Ilma Rakusa 02.04.2024 ⌚ 4 min



Schwindel und keine Gefühle –Sergei Lebedew trauert als Nachgeborener über den Gulag

Um die Aufarbeitung der Verbrechen des Gulag ist es in Russland schlecht bestellt. Aus nationalpatriotischen Gründen lässt man auf die Sowjetunion kaum etwas kommen. Dass die Nachgeborenen die richtigen Fragen zu stellen beginnen, zeigt ein grandioser Roman des jungen Sergei Lebedew: «Der Himmel auf ihren Schultern».

Andreas Breitenstein 16.07.2013



Völlige moralische Apathie – Russland im dritten Kriegsjahr

Der russische Schriftsteller Sergei Lebedew diagnostiziert nach zwei Jahren Krieg bei seinen Landsleuten Anpassung und Angst. Es ist eine moralische Verwahrlosung, wie er sie nicht für möglich gehalten hat.

Sergei Lebedew 01.03.2024 ⌚ 6 min



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.